Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 16 (1912)

Artikel: Die Stadt am See [Schluss]
Autor: Matthey, Maja
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-573697

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Mög nie der Glocken reines Lied, mög nie der Höhenfeuer Brand
Zu anderm laden als zum Fest!" „Doch rufen sie uns einst zum Kampf,
Erweisen wir im Pulverdampf, im Feuerregen der Kanonen,
Daß Männer, die der Freiheit wert, in diesen schönen Bergen wohnen!"
Begeistert ruft's der Offizier und reicht uns werbend seine Hand;
Wir schlagen ein in stummem Schwur: In Glück und Kampf für's Vaterland!

Der fremde Gast ist uns gefolgt. Von wirrem Haar das Haupt umwallt,
Das Antlitz leichenblaß im Mond, hebt sich dämonisch die Gestalt.
Stier starrt er in die Nacht; mit eins ein Zittern durch die Glieder drängt,
Und seine Hände ballen sich, als hätten Ketten sie zersprengt.
Hellseherisch sein Auge flammt, als stürzte vor ihm eine Wand,
Und von den Lippen flüsternd bricht's: „Auch du wirst frei, mein armes Land!"

Alfred Eugen Müller, Zürich.

Die Stadt am See.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Erzählung von Maja Matthey, Zürich.

(Schluß).

Grundbacker und Therese fuhren durch den Mai, kamen auf die Höhe und sahen, wie über grünen Wiesenflecken ein Blütengewoge war von tausend und abertausend silbernen Becherlein. Dahinein hielten die Bienen ihren Rüssel gesteckt und zogen ihn aufsummend zurück und stoben davon, als das Automobil in ihre Nähe kam. Brummend stäubten sie auf aus dem schneeweißen Bluste. Das war anzuhören, als käme ein schallgedämpfter dunkler Orgelton von irgendwoher gezogen und zittre durch die Luft und mische sich unter das Blütengeflock und flöge heran mit dem weißen Staube, der aus den Kelchlein sprang. Ueberall standen Bäume in Gruppen zusammen, von Blüten überschäumt, von milchweißen Kirschblüten und dunkelrotem Apfelblust, das noch halb in der Knospe stak. In der Luft war ein Geruch von Honig und Süßigkeit.

Sie hielten unterwegs an und stiegen zu Fuß hinauf auf das Katzenwiesli. Unter blühenden Bäumen wanderten sie langsam aufwärts, blieben oft verweilend stehen, wo ein schlanker Kirschbaum, reicher als seine Kameraden mit Blust beladen, kein Zweiglein mehr erkennen ließ unter dem Reichtum, den ihm der Mai aus dem nackten Holze gezaubert hatte. Therese riß sich ein Aestlein vom Apfelbluste ab, steckte es sich mutwillig zwischen Ohr und Haaren fest und freute sich, wenn ihr seidenes Gewand raschelnd über den glatten Mattenboden strich. So kamen sie zu den Tannen und umschritten die Nadelbäume und sahen das Haus der Arnolds vor sich liegen im Sonnenschein. Tiefatmend hielt Grundbacker im Wandern inne. Therese schmiegte sich an ihn, verschüchtert über den unerwarteten Anblick. Das erste Erstaunen ging vorüber. In Grundbacker begann der krittelnde Geist sich zu regen. „Die Trutzburg sieht schwerfällig aus," sagte er. „Ich sehe nichts Besonderes daran. Das hätte mit meinem Fabrikat gefälliger gebaut werden können!"

„Es sieht wie ein Tempel oder ein Altar aus," sprach Therese.

„Zum Tempel fehlt der Turm," berichtigte Grundbacker, „und einen Altar mit Dach und Fenstern, darin Küchen-, Schlaf- und Wohnräume sind, habe ich nirgends angetroffen!"

„Es sieht aus wie ein heiliges Haus," beharrte Therese, „wie eins, darin man an Gott denken muß!"

Grundbacker lachte. „Fraueli, etwas von deines Vaters Art klebt dir an! Wer weiß, mit was für Ueberraschungen mich deine Entwicklung noch ergötzt!"

Sie besahen sich das Haus von allen Seiten, dessen einziger Schmuck die Echtheit des Materials war, aus dem es bestand: Stein, wie er in den Felsen wuchs. Virginia kam ihnen entgegen. „Willkommen," sagte sie, „im Hause Wahrheit!"

Die beiden Freundinnen kamen nebeneinander zu stehen. Grundbacker betrachtete und verglich sie miteinander. Er mußte sich darüber wundern, daß in derselben Stadt zwei so verschiedene Menschen gewachsen waren, deren Leben sich äußerlich lange Jahre fast gleich gestaltet hatte.

„Die Therese und die Virginia," sagte er sich, „sie sind Freundinnen und haben nichts Gemeinsames; sie sind miteinander zur Schule gelaufen und haben miteinander in den Jahren ihre Gedanken ausgetauscht, die zwischen der Schule und Theresens Hochzeit lagen." Sein Fraueli war reizend. Sie war für die Liebe geschaffen, für einen Mann, wie er einer war, der das Geld mit vollen Händen ausgeben konnte. Aus Virginia wurde er nicht klug. Die war ihm fremd. Da halfen ihm seine Kenntnisse der Frauenherzen nicht. Dieser kam er nicht auf den Grund.

„Ist meine Therese nicht schön?" rief er und drehte sie ringelum, sodaß Virginia Theresens kostbares Gewand von allen Seiten bewundern konnte.

Lachend riß sich Therese los, zog ihr Kleid hoch über die spitzenbesetzten Untergewänder zurück und hüpfte die Treppenstufen hinauf.

„Fräulein Arnold," sagte Grundbacker zu Virginia, „Ihr Steinhaus imponiert mir nicht!" Er räusperte sich und deutete mit der Hand zurück nach der Stadt, wo seine Villen eine Straße füllten und zierliche Landhäuser mit billigen Ornamenten, Balkönchen und Figuren, wie sie nach einer

geschickten Vorlage fabrikmäßig hergestellt werden, sich überall aus dem Grün hervordrängen. „Das ist mein Geschmack und mein Gewinn!“ betonte er.

„Ihre Häuslein sind recht an ihrem Ort,“ antwortete Virginia, „und dienen ihrem Zweck. Das meine ist aus einer Idee entstanden, die ich von Herrn Burger, dem Vater Ihrer lieben Frau, überkommen habe. Die Zukunft muß lehren, ob, was uns aus der Seele gewachsen ist, in sie hineinpaßt.“

Sie blickte von ihrem Hause über die Tannenwipfel hinaus und strich sich mit der Hand über die Stirne, als wäre da ein Härchen fortzuwischen oder etwas, das sie bedrückte.

Grundbacker summte vor sich hin und sah von dem Haus nach den Tannen und von den Tannen zurück nach dem Hause, der Trutzburg seines Schwiegervaters. In seiner Heimatstadt am See hatte es immer und zu allen Zeiten Schwarmgeister gegeben. Früher hatten sie sich auf das Religiöse verlegt und hatten sich abgesondert von der Kirche und eigene Kapellen erbaut und Sekten gegründet. Sie waren fanatisch geworden, und manch blutiger Strauß wurde ausgefochten, bis sie abgekühlt waren und ihre Mitbürger in Frieden an der Erde und ihren Gaben sich freuen ließen.

„Die Virginia sieht nicht aus wie ein Schwarmgeist!“ Er betrachtete sie genau. „An der ist alles echt, wie an ihrem Hause,“ dachte er. „Die täuscht nirgends etwas vor und ist nicht auf einen Vorteil bedacht, der ihr Aeußeres heben oder zur Geltung bringen könnte. Trotzdem zieht sie an und wirkt stark, sodaß man den Eindruck, den man von ihr empfängt, mit keinem andern vergleichen kann.“

Virginia schritt ihren Gästen voraus zu dem Ausguck, den Burger als seinen schönsten Schmuck in das Haus gebaut hatte. Vor ihnen lag das Land im Maienblust. Das blühte in mächtigen Riesensträußen aus den Matten auf und reihte Strauß zu Strauß, sodaß es von hier oben aussah, als wäre das ganze Land an den Seeufern entlang ein einziger leuchtender Maien. Sanft ziehen sich die Hügel am See hinab. Es sieht aus, als hätte die Flut sie geformt nach ihrer Bewegung und dem festen Gestein den Wellenstrich eingeprägt, ehe sie von den Hügeln zurücktrat. Zu Anfang des Sees ragen die steilen Gipfel der Schneeberge in die Höhe, die lilienweißen, die aussehen wie ein zur Erde gefallenes Stück Ewigkeit. Rings unter ihnen spielt sich der Wechsel der Jahreszeiten ab, das Welken und Werden und Blühen...

Virginia trat zurück bis in den Türrahmen, um ihren Gästen den Raum freizulassen zur Betrachtung der Alpen, und im Anblick des schönen Firnenkranzes, der wie ein Sinnbild der Dauer im Wechsel stolz und einsam über dem Staube glüht, drängten sich ihr Worte voll hoher Begeisterung auf die Lippen. Grundbacker entfernte sich einen kleinen Schritt von Therese, um den Anblick der Berge zu genießen. „Jetzt begreife ich, warum Ihnen mein Fabrikat für Ihr Haus nicht paßte,“ sagte er zu Virginia. „Wer in den Firn verliebt ist, hat einen andern Geschmack als wir, die wir am Fleische des Augenblicks uns ergötzen. Ich zürne meinem Schwiegervater nicht und will mir den Spottnamen ‚Die Trutzburg‘ abgewöhnen!“ Er legte seinen Arm um Therese und zog sie dicht an sich heran.

Frau Arnold kam herein, begrüßte die Gäste und lud sie ein, es sich bequem in ihrer Stube zu machen. Therese hatte das Haus noch nicht in allen Teilen gesehen und war nicht im Garten gewesen. Neugierig lief sie herum und kam schließlich auch in den Teil des Gartengeländes, darin Arnold und das Geigerlein bemüht waren, Rosenstämmchen an einer Schnur zu ziehen. Das Geigerlein war schlank aufgeschossen, schmalbrüstig und hatte einen pfeifenden Atem.

„Herr Heinrich Land,“ stellte ihn Arnold der Frau Therese vor, „unser lieber Gast, Geiger und Gärtner!“

„Gärtner noch nicht,“ wehrte sich der junge Mann, „den Beruf muß ich erst lernen! Ob mir mein Spiel den Titel Geiger erlaubt, das muß sich erst zeigen!“

Frau Therese betrachtete belustigt den Mann, der so achtgab auf die Bedeutung von Worten und sich nichts zuschreiben ließ, dessen er nicht sicher war, es wirklich zu sein.

„Ei, so zeigen Sie es und spielen Sie mir ein Stücklein, Herr Geiger!“ sagte sie lachend. „Es ist noch nicht lange her, seit mein Hochzeitstag war, da hört man gerne ein paar Fiedelstriche!“

Aengstlich sah Doktor Arnold bei Theresens Worten zu Herrn Heinrich hin. Der war blasser wie sonst geworden, legte Schere und Bast beiseite und ging hinauf in seine Kammer. Frau Therese bemerkte, wie er sich mühselig fortschleppte. „Was hat er für eine Geschichte?“ fragte sie. „Bitte, erzählen Sie mir davon!“

Arnold besann sich, ob er von dem Geigerlein erzählen sollte. Aus den Augen der Frau Therese las er die Erwartung heraus. Er wußte, daß ihre Neugierde nicht nachlassen würde mit Fragen, bis sie befriedigt wurde.

„Herr Heinrich Land hat einem schönen Fräulein gespielt, so oft sie ihn darum bat, Frau Therese,“ begann er und stützte sich auf einen Pfahl, der neben einem Steckling stand. Der Rücken schmerzte ihn von der Gartenarbeit. Langsam, als suche er nach Worten, erzählte er weiter: „Dabei hat er sein Herz verspielt und sich das ihre mit seiner Geige gewonnen. Sie hatte ihm gar häufig gelauscht, und er war immer bereit, für sie seinen Bogen zu streichen. So romantisch und schön fing das an und schien lieb und gut zu werden. Doch sie wollte einen Reichen und keinen armseligen Spielmann heiraten und ließ sich von einem Grauhaarigen freien. An ihrem Hochzeitstage fuhr sie unter seinem Kammerfenster vorbei. Er sah sie im Schleier neben dem Alten sitzen, der reich war. Da warf er sich aus dem Fenster hinaus auf die Straße, um seiner Herzqual ein Ende zu machen. Er wurde mit gebrochenen und ausgerenkten Gliedern aufgehoben und lag lange im Spital, zwischen Leben

und Tod. Nun ist er bei uns, um aus der Trübsal heraus in die Freude des Lebens zu wachsen!"

Ganz feine, zarte Töne kamen von irgendwoher und waren von süßem, reinem Wohllaut. Therese blickte suchend umher und konnte nicht sehen, wo Herr Land seine Geige strich. Arnold faltete die Hände über seiner Brust und lauschte dem Lied. Das schluchzte weich und zärtlich wie ein werbendes Vogelkehlchen und wurde stark und rauschend, als wäre ein ganzer Wald von Vogelstimmen beisammen, um ein Liebes zu bestürmen.

Plötzlich brach das Lied ab, mitten in einem wilden Geigenstrich. Eine Zeit lang zitterte ein Wehlaut nach in der Luft, als seufze das Holz der Geige, wie etwa ein Echo, das zögernd verhallt. Bald darauf kam der Geiger herunter, griff zu seinem Handwerkszeug, dem Bast und der Schere, und beugte sich still über die Frühlingserde. Frau Therese wagte nichts zu fragen, und auch Arnold getraute sich nicht, sein Bedauern über des schönen Liedes willkürlichen Schluß auszusprechen.

Knipsend zerschnitt die Schere den Bast, mit dem ein Rosenzweiglein aufgebunden wurde, und sorgsam knüpfte Heinrich Land ein neues Endchen um einen neuen Schoß. Er verwandte keinen Blick von seiner Arbeit und kehrte sich nicht an das, was Arnold und Frau Therese miteinander sprachen. Einzelne Rosenknöspchen hatten in dem jungen Grün angesetzt. Die betastete Heinrich Land zärtlich und schob das Blättlein über ihnen zurück, damit sie frei im Lichte standen.

„Therese!" rief Grundbacker. „Therese," bat Virginia, „komm und iß mit uns das Vesperbrot!"

Da ging sie zu Herrn Heinrich und sprach leise zu ihm: „Ich danke Ihnen. Sie sind ein Geiger und werden auch ein Gärtner. So zart mit den Blumen umzugehen versteht nur jemand, der Geschick und Freude dazu mitbringt!"

Das Geigerlein sah nicht auf von seiner Arbeit, nickte nur mit dem Kopfe zur Antwort und sprach nach: „Ich bin ein Geiger," und begann zu hüsteln und mit raschem Griffe seine Rippen zusammenzupressen, deren Narben sich schmerzhaft ausdehnten bei der gewaltsamen Hustenanstrengung. Das war ein so trauriger Anblick, daß Therese dem Rufe Grundbackers und der freundlichen Einladung Virginias nacheilte.

Frau Arnold hatte Kaffee und Kuchen aufgetragen und Grundbacker ein Fläschchen Landwein vorgesetzt, so, wie es ein von den Vorvätern überkommener Brauch gebot. Es war friedlich in der Stube, und der Kaffee- und Kuchenduft vermischte sich mit dem Geruch von Tannenharz, der durch die offenen Fenster hereinflog. Kein Straßenlärm war zu hören, kein Tramgeläute und kein Warnungssignal. Aus dem Walde hörte man die Vögel singen, und vom Feldrain her klang das Gezirp der Grillen. Es war wundersam still und froh hier oben.

Grundbacker goß sich von dem Landwein ins Glas. Er war herb und säuerlich und mundete ihm nicht. Eine Unruhe stieg in ihm auf. Er hielt es nicht mehr aus, hier oben, wo es so still war, wo die altväterischen Sitten galten und Ideen, die zu Uranfang im Menschengeist lagen, Gestalt bekamen durch den Geist und die Handlungen der Arnolds. Er erboste sich über das Steinhaus, das nicht aus seinem Fabrikat erstellt war, und ärgerte sich über den herben Wein. Es kam ihm in den Sinn, daß der Doktor Arnold eigentlich ein Zuchthäusler war und die Virginia ein alterndes Mädchen, die keinen Freier gefunden. Es kam ihm töricht vor, daß er seine Therese auf das Katzenwiesli gebracht hatte, und eilig drängte er zum Aufbruch.

Bis zu der Grenze des Wiesli, dort, wo die dunkeln Tannen standen, gaben die Arnolds ihren Gästen das Geleite. Sie blickten dem Paare nach, das in den Kraftwagen stieg, und wandten sich um, damit die dampfenden Gase, die aus dessen Innern hervorquollen, ihnen nicht in die Nase drangen. Schnaubend stob er davon, den Berg hinab und verschwand in einer Säule von Staub.

Langsam schritten Frau Arnold und Virginia zurück, und dort, wo die letzte Tanne ein wenig vor den andern voraus ins Grüne ragte, lehnten sie sich an den Stamm und faßten sich an den Händen. Vor ihnen stieg das Katzenwiesli steil an und war mit Grün überzogen und mit Blumen, wie sie wild an sonnigen Rainen wachsen. Dort, wo das Wiesli ein wenig flach war, erhob sich das Haus Wahrheit, ihr Haus, darin sie am Gewebe ihres Lebens in ihrem Sinne wirken konnten, bis das Gewobene ihrer Hand entsank. Ein sanfter Wind wehte in den Baumwipfeln, ein Maienwind, der mit Blustatem getränkt ist und der Kraft, die aus der frischen grünen Erde kommt. Menschen altern; die Erde verschenkt jedes Jahr aufs neue Gras, Blumen und Brot. Sie sogen den harzigen Tannenduft tief ein, gingen wieder eine Strecke, bis dorthin, wo das Wiesli steil zum See abfällt. Dort sahen sie hinab in die blaue wogende Flut, darin sich der Himmel beschaute, daraus ihnen der Himmel entgegenblinkte, tiefblau und unergründlich. Ein Segelschiff wiegte sich auf den Wellen gleich einem riesengroßen blanken Möwenflügel. Wie ein prachtvoller blühender Garten lagen die Ufer da, daraus Häuser und Villen aufstiegen, die im Mailicht zart und wie in Duft gewoben aussahen. Die kleinen Dampfschiffe kreuzten über das Wasser und luden Menschen ein und luden Menschen aus. Dabei staute sich jeweilen auf den Landungsstegen ein buntes Gewimmel von Leuten, das sich langsam in den Uferortschaften zerstreute. Dort, wo die Stadt sich ausbreitete, ragten die Doppeltürme hoch und schlank in die Bläue und zeigten den Wandel des Menschengeistes, der nach Freiheit ringt und nach Befreiung.

Die Frauen sahen auf die Stadt nieder, die unter ihnen lag, in der lichten Bläue eines Maitages, von Blustdolden überrieselt. Der blanke Himmel wölbte sich über ihr wie ein ausgespanntes lichtes Seidentuch. Er grüßte aus dem Seewasser empor und ließ sein Bildnis von den Wellen schaukelnd an die Ufer tragen. Virginia hatte das Bild der Stadt tief in sich aufgenommen. „Mutter," flüsterte

Basel, Chur, Genf und Vilmergen
Können deinen Ruhm nicht bergen
Beide Kriegs- und Friedens Zeiten
Müßen deinen Glantz ausbreiten.

Aber deine Frömmigkeit,
Und dein ungefalschtes Wesen,
Machen die Unsterblichkeit
Deines Nahmens auserlesen.

DIE SCHWEIZ
18340

Venner Samuel Frisching von Bern, der Sieger von Villmergen (1638—1721).
Nach dem Gemälde von J. Huber gestochen von Benoît Audran (1660—1721), Paris 1713.

sie und legte eine Hand auf ihr Herz, „Mutter, mit den Menschen kommt die Unruhe zu uns! Der Frieden kommt aus den Bergen!“

„Ja, Kind,“ antwortete Frau Arnold; „aber die Menschen bedürfen unser, und wir bedürfen ihrer. Die Berge brauchen uns nicht!“

Sie hörten, wie ihnen der Wind ein paar Geigenstriche zutrug.

„Das ist Heinrich Land,“ sagte Virginia. „Ob er es lernen wird, wieder ein Lied zu Ende zu spielen?“

„Er ist daran, es auszuprobieren. Es wird ihm gelingen,“ antwortete zuversichtlich Frau Arnold.

Sie gingen dem Klange des Liedes nach, über die Matte hinauf. Frau Arnold trat in den Garten zu ihrem Mann, der auf einem Ruhebänklein saß und die letzten Strahlen der untergehenden Sonne durch seine Finger gleiten ließ. Sie setzte sich zu ihm, erfaßte seine Hand und sah mit ihm dem Spiel der leuchtenden Lichter zu, die wie Strahlenbündel über den See schossen und über die Stadt und dabei die Spitzen der Kirchen und Kapellen golden entzündeten.

Virginia stand allein vor ihrem Hause. Scharf hob sich ihre Gestalt in der klaren blauen Luft ab. Sie hatte den Kopf ein wenig nach rückwärts gebogen und schaute hinauf in die Höhe, als wolle sie eine Vogelschwinge beobachten oder dem Flug der feinen Aetherteilchen nachblicken, die wie winzige Lichtatome über ihr kreisten. Sie begann etwas von jener Kraft zu spüren, die frei und ungebunden sie umkreiste, eine jener Energien, die unverbraucht im Raume schwamm und eines Willens bedurfte, um sich betätigen zu können.

„Die Liebe zu den Menschen, zu meinen Schwestern und Brüdern ruft mich,“ hauchte sie; „sie ist wie ein Quell, der verborgen sprudelt und von andern Quellen genährt wird, die geheimnisvoll wie sein Ursprung und unerschöpfbar sind.“

Sie bot ihre Lippen den unsichtbaren Kräften dar, die sie umrauschten, und neigte ihr Köpfchen wie eine Blume, die sich satt am Tau getrunken hat, und schritt in ihr Haus.

Das Geigenspiel Heinrich Lands wurde laut. Sie hörte, wie das Geigenholz unter seinem raschen gewaltsamen Bogenstrich erbebte. Ganz leise trat sie in das Zimmer ein und sah das Geigerlein in dem Auslug stehen, der zu den Firnen ging. Seine Augen waren auf die Berge gerichtet. Die standen im goldüberfluteten Glanze rings um den See und ragten in den Purpurhimmel hinein, der heißer wie sie, am Sonnenfeuer entzündet, von seinem Leuchten abgab an den Schnee, an den Granit der Felsen und an das Seewasser, das unter ihm im fließenden Golde Wellen und Wellchen schlug.

„Herr Heinrich,“ bat Virginia, „spielen Sie Ihr Lied zu Ende!“

Der Geiger zitterte. Seine Brust keuchte in heftigen Stößen den Atem heraus. Virginia sah nach den Bergen hin, an denen die Glut langsam verblaßte, zartrosa und sanft wurde. Es gab einen Mißton im Geigenspiel; aber gleich darauf, als schäme er sich seines Fehlgriffes, begann er das Lied von neuem und spielte es klar und schön zu Ende. Darüber mochte er eine heiße Freude empfinden, ein tiefes, innerliches Glück. Er setzte ein zweites Mal an, und es gelang ihm glatt und gut.

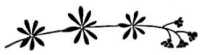
Die Sonne war hinter die weißen Firne hinabgesunken, und das milde Licht des Abendscheines strich über die Schneefelder, über die Stadt und über den See. Die Vögel begannen ihr Nachtlied zu singen, und aus dem Geäst der blühenden Obstbäume sang eine Amsel in langgezogenen Flötentönen in den Abend. Eine andere Vogelkehle antwortete ihr. Der Wechselgesang klang durch das stille blühende Land. Alles, was ein Vogellied an Sehnsucht tragen konnte, klang durch die Luft, die duftend und süß und schwer vom Blütenstaube war, der aus vielen tausend übervollen Blütenschalen rann.

Heinrich Land spielte sein Lied zum dritten Mal. Aus dem Garten waren Virginias Eltern heraufgekommen. Glückwünschend streckten sie Heinrich Land ihre Hände entgegen.

„Der Friede kommt aus den Bergen; er kommt aus den weißen Firnen!“ sagte Heinrich Land und legte Geige und Geigenbogen in den Kasten.

„Er kommt auch aus uns selbst,“ antwortete Arnold. „Er kommt aus der Kraft zur Güte, die wir den Menschen entgegenbringen!“

Die Vogellieder verstummten in den Tannen und wurden ganz leise in den blühenden Bäumen, sodaß kein einzelner Ton mehr zu den Menschen heraufdrang. Was da noch in den Zweigen zwitscherte, tat es halb schon im Traume.

Noch einmal leuchteten die Fenster am Hause Wahrheit auf, vom letzten Strahl des scheidenden Tages getroffen. Dann wurde es dunkel auf dem Katzenwiesli. Der Nachtwind strich durch die Tannenkronen und schüttelte den Obstblüten die losen Blätter aus dem weißen Strauße und öffnete den Rosenknospen das volle Blumenherz.

Virginia stimmte eine Melodie an. In tieferer Tonlage fiel Frau Arnold ein. Ihre Stimmen brauchten nicht lange zu suchen. Sie hatten sich bald in Wohlklang verbunden und sangen in das Dunkel des Abends die Hymne auf das Leben und das Lied von der Stadt, von ihrer Heimatstadt, die tief unter ihnen lag, von Lichtern übersät, die aufstrahlten wie ein Funkenwirbel und zwinkerten und blitzten und sich in jedem Hause entzündeten bis hinauf zu dem Grat der Hügelkette. Ueberall flammten die Lichtpünktlein auf, wo Menschen wohnten, arbeiteten und sich mühten, kränkelten und starben, kämpften und siegten. Die Frauenstimmen übertönten warm und mutig das Rauschen der Dunkelheit. Jetzt drehte Arnold in seinem Hause das Flämmchen an. Das leuchtete als letztes vom Hügel herab und grüßte die Lichter, die tiefer unten schon angezündet waren, und stand im Seewasser leuchtend und ein wenig entfernt von den andern wie ein großer schöner Stern...